

Der Hofpoet

Autor(en): **Ginzkey, Franz Karl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **5 (1929)**

Heft 47

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-833513>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Hofpoet

Novelle von Franz Karl Ginzkey

(Nachdruck verboten)

Um das zehnte Regierungsjahr des Sultans Abdul Dschamil geschah es, daß der damalige Hofpoet und kaiserliche Kammerdichter Hassan Muley auf der Treppe zur Moschee ausglitt, das Genick brach und verschied.

Der Sultan hielt es nicht für nötig, den solcherart erledigten Posten eines Hofdichters im besonderen auszuschreiben. Es war ja nicht daran zu zweifeln, daß die angesehensten Sänger des Landes sich schleunigst um den leckeren Posten bewerben würden, wie es seit Menschengedenken der Brauch war. Aber merkwürdigerweise geschah das diesmal nicht. Man wartete und wartete bei Hofe, es meldete sich niemand.

Einmal nur, am fünften Tage nach dem Tode Hassan Muleys, war ein älterer, dürftig gekleideter Herr, seines Zeichens Registraturaushilfskanzlist, der in freien Stunden sich mit allerlei Fest-, Vereins- und Gelegenheitsdichtungen zu befassen pflegte, im kaiserlichen Palaste erschienen. Der Mann war offenbar übergeschnappt, denn er bewarb sich allen Ernstes um den erledigten Posten des Hofdichters, worauf er, es war noch im Vorzimmer, von den dort versammelten Lakaien kurzerhand hinausgeworfen wurde.

Jetzt aber begann der Sultan ungeduldig zu werden. Er ließ den Großwesir rufen und verlangte die volle Wahrheit zu hören über das Fernbleiben aller Poeten.

Der Wesir begann: «Beherrscher aller Gläubigen! Vor deiner Macht und Güte ist Wahrheit das Selbstverständliche. Sie darf es wagen, vertrauensvoll vor deinem Thron zu erscheinen wie der geringste deiner Untertanen. So vernehme denn in Gnaden: im Laufe der drei Jahrzehnte, da Hassan Muley Hofdichter war, die alte Garde ist ja unterdessen verstorben, sind merkwürdige Veränderungen in der Gilde der neuerwachsenen Poeten vor sich gegangen. Ich habe nach verschiedenen Richtungen hin Erkundigungen eingegeben und alle stimmen darin überein, daß die Seele der jetzigen Dichter sich von vielen loszulösen beginnt, was man Gemeinsamkeit der Gefühle und Ueberzeugungen nennt. Sie behaupten, ihre ganz besondere Welt in sich allein entdeckt zu haben, auf die es ihnen vor allem ankommt und in der sie unumschränkt Herrscher sind. Sie halten es daher auch nicht mit ihrer Würde vereinbar, in irgendwelche äußere Dienste zu treten, und selbst nicht in die Dienste des mächtigsten Herrn der Welt. Und so kommt es, o Herrlichster unter der Sonne, daß sich keiner unter ihnen um die Stelle des Hofdichters bewerben mag und darf. Mancher trägt vielleicht geheimen Wunsch danach, aber er fürchtet den Spott und die Mißachtung der anderen.»

Der Sultan hatte seinen Kanzler lächelnd angehört. «So werden wir uns denn ohne Hofdichter behelfen müssen», meinte er dann. «Der Verlust wird zu ertragen sein, und fast erscheint der Gewinn mir wesentlich: es war mir stets willkommen, mir der Grenzen meiner Macht bewußt zu sein.»

Damit war aber die Sache für den Sultan doch nicht abgetan. Der Gedanke berührte ihn wunderbar, es gäbe da in seinem Reiche eine ganze Schar von jungen hoffnungsfreudigen Männern, die allein auf sich gestellt sein wollten und sogar auf den Glanz und die Würde seines Hofes verzichteten. Aus der Achtung, die er ihnen entgegenbrachte, erwuchs Teilnahme, er ließ sich im geheimen ihre Werke kommen und begann alsbald ein immer größeres Vergnügen an den abseitigen Stunden zu empfinden, da er sich in das Wesen dieser jungen Stürmer und Dränger vertiefte, die sich zumeist wie ungebändigte Füllen auf der Sommerwiese ihres Geistes tummel-

ten. Er erkannte: im Drange, die Welt sich neu zu erobern, fürchteten sie nichts so sehr als die Ueberlieferung. Diese war ihr gemeinsamer Feind, dem sie immer wieder die scharfen Speere ihres Witzes und ihre umstürzlerischen Absichten in die satten Weichen rannten. Und daß sie selbst dabei sich oft in den wunderlichsten Bocksprüngen gebärdeten, machte ihm ihr Treiben nur um so unterhaltsamer. Aber auch den Ernst und die Reinheit und das Fruchtbringende ihrer Bemühungen verkannte er nicht. Denn er hatte bereits die hohe Kunst erlernt, nicht nur dem Bleibenden, sondern auch dem Werdenden sein väterliches Herz zu öffnen.

Und so geschah es, daß der Sultan bald einer der besten und vergnügtesten Kenner der neuzeitlichen Tummelei des Schrifttums wurde, was allerdings niemand bei Hofe wußte außer seinem Großwesir.

Unter dem beiläufigen Dutzend neuer Sänger, an denen sich der kaiserliche Herr besonders erbaute, war ihm einer namens Helim zweifellos der liebste. Obgleich ihm auch an diesem manche fast grausam beabsichtigte Schärfe und manche sprachliche Sonderbarkeit des Ausdruckes betraf, fühlte er sich doch zu ihm in seltener Verwandtschaft hingezogen. Und schließlich erwachte der Drang in ihm, den merkwürdigen Mann von Angesicht zu Angesicht kennenzulernen.

Er begab sich verkleidet zu ihm, der auf einem bescheidenen Gärtchen am Rande der Stadt hauste. Er gab sich für einen Gelehrten der Literatur aus, der den Bestrebungen der «Jüngsten» besondere Aufmerksamkeit entgegenbringe.

Der Dichter erkannte bald den hohen menschlichen Wert seines Besuches, ein Wort ergab das andere, und schließlich schieden sie in der Ueberzeugung, bereits am ersten Tage Freunde geworden zu sein.

Der Sultan erschien dann immer häufiger auf dem Gärtchen Helims. Vom Garten aus, worin die beiden in weisen Gesprächen sich ergingen, konnte Abdul Dschamil seinen marmornen Palast gewahren, und nie noch hatte er die Fülle seiner Macht und ihre Möglichkeiten in solcher Süße gefühlt, als da er nun in diesen besinnlichen Stunden auf sie verzichtete und ein anderer, ein Fremder, ein Unbekannter, war.

Eines Tages begann er zu Helim: «Ich bin dem Großwesir befreundet und erfuhr durch ihn, der Sultan sei gekränkt, da sich seiner unter den Sängern dieser Zeit um die Stelle des Hofdichters bewerbe.»

«Darüber möge Abdul Dschamil sich nicht wundern», erwiderte Helim lächelnd. «Ihm gehört die Macht auf Erden, uns aber die Herrscher im Geiste. Man soll nicht Vasall werden, wenn man König sein kann. Er belasse uns in unserem Wahn.»

«Warum Vasall?» versetzte der Sultan. «Wäre dir Abdul Dschamil persönlich bekannt, du würdest vielleicht anders darüber denken. Er ist hoher Freundschaft fähig.»

«Möglich», erwiderte Helim, «aber ich kenne ihn nicht.»

Da sagte Abdul Dschamil: «Er steht vor dir.»

Es folgte hierauf eine kleine Stille. Helim sah den Sultan ruhig an. Sein Antlitz übergieß immer hellere Freude.

«Ich habe dich liebgewonnen, o Herr», sagte er endlich, tief bewegt, «ich will dir folgen, wohin du willst. Dein hohes, edles Menschentum sei mir Ersatz für alles, was mich erwartet.»

Die Kunde, daß Helim, der Stolz und die Zier aller Abseitigen und Neutöner, Poeta laureatus geworden sei, wirkte auf die Gilde der jungen Dichter niederschmetternd. Die Wirkung zeigte sich vorerst in

einem allgemeinen Schweigen. Man beglickwünschte ihn nicht, man tadelte ihn nicht. Man bemühte sich vielmehr, der Sache als einer lediglich äußern Rangveränderung keinerlei Beachtung beizulegen, oder man tat wenigstens so. Nur zwei der jüngst gegründeten Vierteljahrschriften: der «Pfeil» und die «Deutung», schickten ihm Verse, die er schon vorher eingesandt hatte, mit dem höflichen Vermerk zurück, er möge keine Kritik in dieser Ablehnung erblicken, sie hänge lediglich mit seiner veränderten Stellung in der Welt zusammen, die ja immerhin eine Neuorientierung für die Redaktion bedeute.

Die Seele des Helim war eigenartig genug, über diesen Dolchstoß die Stügigkeit eines Schmerzes zu empfinden, den er gern für seinen kaiserlichen Freund erlitt. Helim wußte, wie sehr die Fruchtbarkeit aller Schmerzen dem Ackerland des Dichters zugute kommen, er wollte alles willkommen heißen, was ihm noch fernherhin geschah.

Abdul Dschamil aber überhäufte ihn mit den zärtlichsten Zeichen seiner Gnade und Freundschaft. Er zeigte sich dem Volke an der Seite Helims häufiger als in der Gesellschaft seines Großwesirs. Dem Volke aber, dem alle Dichtung immer nur eins bedeutet (insofern es sie nämlich versteht), erschien diese Rangerhöhung eines der Seinigen als besondere Gnade des Herrschers, und man jubelte den beiden zu, so oft man sie zusammen erblickte.

Am Geburtstag des Sultans veröffentlichte Helim das erste Preisgedicht auf seinen kaiserlichen Herrn. Die Aufnahme im Volke war geteilt. Die meisten behaupteten, damit nichts Rechtes anfangen zu können, es gäbe, wie sie meinten, allerlei verworrene und dunkle Stellen darin und seltsam ungebrauchliche Wortgebilde, die dem Empfinden der vielen, auf die es doch schließlich ankomme, nicht entsprächen.

Für den Abend aber hatte Abdul Dschamil den Dichter zu sich geladen. Sie saßen in einem prächtigen Rundgemach mit malachitnen Wänden; aus einer goldenen Schale sprangen blaue Wasser hoch und kühl. Hier las nun Helim dem Sultan seine schweren getragenen Verse vor, in denen es blitzte und funkelte von neuen Edelsteinen des Geistes, die vor ihm noch keiner aus dem geheimen Born der Sprache geschöpft, daher sie auch zuerst wie fremde glänzende Gäste vor dem Gemüt des Hörers standen, ihres letzten Wertes sich erst für spätere Zeit bewußt.

Der Sultan ließ sich manche Zeile wiederholen, erfreute sich an mancher neuen Köstlichkeit, verhehlte auch einiges Bedenken gegen manches Allzugewagte nicht, es war wie eine hohe, vertrauende Feierlichkeit zwischen den beiden, und schließlich umarmte der Sultan den Sänger, überreichte ihm einen kostbaren Ring und sprach: «Ich glaube, du sangst dieses Lied, o Helim, für dich und mich allein. Im Kreise der vielen wird es nicht verstanden werden, nämlich zur Stunde noch nicht; aber im Maße, als die Menschheit sich an dir erheben wird, wird sie auch die Größe deiner Schöpfung erkennen. Wir beiden werden dann wohl nicht mehr am Leben sein. Aber das Denkmal, das du uns beiden errichtet, bleibt unsterblich. Ich wüßte keinen Dank, der dieser Spende angemessen wäre.»

Die Hymne auf den Sultan war das erste, was von Helim seit seiner Ernennung zum Hofdichter veröffentlicht wurde. Die Erwiderung seiner einstigen Freunde traf ihn nicht unvorbereitet. Es stand in all den kritischen Betrachtungen genau darin, was er erwartet hatte. Nicht als ob man es gewagt hätte, ihm plötzlich Mangel an Können vorzuwerfen; man

(Fortsetzung Seite 14)



*Bally Vasano Schuhe geben
Ihnen den leichten elastischen
Gang zurück und befreien Sie
von Gehstörungen u. Fusschmerzen*



JEDES GUTE SCHUHGESCHÄFT FÜHRT SIE

(Fortsetzung von Seite 12)

lobte ihn vielmehr fast nicht weniger als vorher, aber es lag eine seltsam-spöttisch beabsichtigte Ueberlegenheit darin, die ihm ankündigte, er würde jetzt gemach und ganz bestimmt zu den Toten gelegt werden, und all sein früheres Wirken sei dann kaum noch der Rede wert.

Und dabei verblieb es auch. Was immer auch ferner unter dem Namen Helims erschien, es wurde mit einer Glorione geistreichen Spottes umgeben, die ihn, er mochte sich ihr überlegen dünken oder auch nicht, nur um so tiefer kränkte, als sie in all ihrer Verneinung und Bosheit doch von künstlerischem Werte, von jungem, ungebrochenem Geiste zeigte. Er liebte diese jungen Leute, die so vieles sich selbst verdanken wollten, er schätzte ihre Herbheit und Ungebärdigkeit, er liebte sie trotz allem, denn sie waren Genossen seiner Jugend.

Der Sultan wußte vielleicht, was in Helim vorging. Aber es war, als wagte er nicht, daran zu rühren. Es ist den Großen unerträglich, sich ihnen gebrachte Opfer zu vergegenwärtigen, die sie nicht auszugleichen vermögen. Auch war ihm Helim als Freund und Berater geradezu unentbehrlich geworden. Er hätte ihn niemals zu lassen vermocht.

Das Behagen am Schrifttum und all seinen immer neu erwachenden Blüten (von edlerem oder minderm Duft) ließen sich aber beide deshalb nicht nehmen. Und immer wieder traten neue Kämpen auf den Plan und wagten sich an das Wort und suchten es zu bezwingen.

Unter all den jungen neuauftauchenden Sängern war es einer namens Jussuf Feridum, der die Aufmerksamkeit des Sultans am meisten erregte. Man erzählte sich, er lebe irgendwo in der Provinz, aber niemand hatte ihn noch zu Gesicht bekommen. Nur seine starken, strahlenden Verse lagen in den jungen Zeitschriften auf, die sich darum geradezu rissen. Es dauerte nicht lange und Jussuf Feridum war der Held des literarischen Tages. Man las in den Vereinen fast nur mehr seine Geschichte vor, jedes seiner Lieder wurde von einem Dutzend entzückter Musiker vertont, man fand, es wußte keiner die Seele der Zeit so im Tiefsten zu treffen als Jussuf Feridum.

Das war auch die Meinung des Sultans. Er sprach oft mit Helim darüber, nahm die funkelnden Dichtungen des Jussuf mit ihm durch und meinte oft scherzweise: «Wenn du, o Helim, nicht mein Sänger wärest, so müßte es Jussuf sein.»

Es machte den Sultan stutzig, daß Helim die Begeisterung seines kaiserlichen Herrn, zum erstenmal seit ihrer hohen Verbrüderung, nicht zu teilen vermochte. Er rückte manchem Verse des jungen Sängers mit wunderlicher Schärfe, ja mit einer Art schlecht verhehlter Erbitterung an den Leib, so daß der Sultan mehrmals im geheimen dachte: «Sollte Helim, der Große, längst Befreite, kleinlichen Neides fähig sein?»

Aber schließlich darf man von keinem Sterblichen göttliche Ueberlegenheit verlangen. So dachte der Sultan, als er vernahm, die Gilde der Modernen spiele Jussuf nunmehr im besonderen gen Helim, den Abgestorbenen, aus. Sie wies auf merkwürdige Aehnlichkeiten zwischen den beiden hin, nur daß in Jussuf strahlendste Vollendung geworden sei, was in Helim wie ein unerfülltes Versprechen bereits so gut wie verdorrt wäre.

Da vermied es der Sultan, aus der Zartheit seiner freundschaftlichen Empfindungen heraus, Helim mit Jussufs Versen weiterhin zu quälen; er las nur mehr für sich im geheimen. Er sah sich um so ängstlicher dazu veranlaßt, als Helim seit einiger Zeit zu kränkeln begann und die Aerzte, vom Sultan befragt, ihm die Bedenklichkeit des Falles nicht verhehlten.

Und kurz darauf geschah, was Abdul Dschamil als den schwersten Schlag seines Lebens empfand: sein geliebter Freund und Sänger Helim war zu den Toten heimgegangen.

Da ließ der Sultan im ganzen Reich Trauer verkündigen; er stellte den Leichnam in seinem schönsten Prunksaale aus und gab seinen Willen kund, dem toten Freunde zu Fuß das letzte Geleite zu geben, wobei ihm die hundert höchsten seiner Würdenträger gleichfalls zu Fuß zu folgen hätten.

So wurde des Sängers letzter Gang zu einem nationalen Trauerfest von unerhörter Größe und Bedeutsamkeit. Der Sultan schritt dicht hinter dem Sarge, ihm folgte in goldüberladenen Uniformen

alles, was Rang und Würde besaß. Das Volk von Bagdad aber stand Kopf an Kopf und beweinte Helim laut, obgleich es ihn niemals recht verstanden hatte.

So war der Zug bereits eine Strecke weit gekommen, als plötzlich etwas Seltsames geschah. Es traten vier Männer aus einem der Häuser, an denen der Zug vorbeikam, die trugen einen schlichten, schwarzgestrichenen Sarg, und ein fünfter schritt voran, verbeugte sich vor dem Sultan und sprach: «Dies als Beschwörung und letzter Wunsch des Sängers Helim, o Herr: es möge dieser Sarg seinem eigenen Sarge folgen und erst an seinem Grabe geöffnet werden.»

Der tiefbetroffene Sultan wußte nicht, wie ihm geschah. Um aber die Weihe der erhabenen Stunde nicht zu stören, ließ er den geheimnisvollen Sarg an sich vorbei und ging nun hinter beiden her, in all seinem Schmerze der Dinge gewärtig, die da kommen sollten.

Und als man endlich an dem für Helim bestimmten Ehrengrave stand, setzten auch die vier gespenstigen Männer ihren Sarg zu Boden und öffneten ihn.

Und siehe — er erwies sich als leer. Nur ein Zettel lag darin, den man dem Sultan überreichte. Darauf stand von Helims wohlbekannter Hand: «Mit mir geht nicht nur Helim, es geht auch Jussuf Feridum mit mir zur Ruhe. Verzeihe dieses Doppelspiel deinem treuesten Diener, o Herr! Treue war es, was ihn dazu veranlaßte. Treue zu dir und — Treue zu sich selbst.»

Abdul Dschamil verharrte lange tiefbetroffen vor den beiden Särgen. Da hörte er die Stimme des Großwesirs an seinem Ohr: «Welch schändliches Spiel, o Herr! Und er nannte sich deinen treuesten Diener.»

«Ich befehle dir zu schweigen», fuhr der Sultan auf. «Wenn es jemals einen Gerechten gab, so war es dieser.» Dann aber wehrte er schmerzlich lächelnd ab: «Er spielt vielleicht dem Leben kein anderes Spiel, als ich selbst und wir alle...»

Er ließ dem toten Sänger ein herrliches Grabmal errichten, das ganz von Rosenbüschen umspinnen war. Darüber singt noch heute in milden Vollmondnächten süß und bedeutsam Bülbül, die Nachtigall.



GENERALVERTRETER UND NIEDERLAGE: WILLY REICHEL, KÜSNACHT-ZÜRICH (TELEFON 94)